Erlauscht.

Erzählung von Friedrich Thieme.

1.

In tiefer Ruhe liegt das ganze Haus, die Mitternachtsstunde ist längst vorüber, kein Rascheln, keine Spur von Leben mehr. Selbst das nie ersterbende Geräusch der Großstadt dringt nur wie aus weiter Ferne in die stillen Räume.

Doch da regt es sich plötzlich, und aus einem Winkel des Dachbodens erhebt sich eine dunkle Gestalt und schleicht mit einer Blendlaterne in der Linken leise die Treppe hinab.

Sein Ziel war eine Thür ganz hinten in der Ecke des langen Corridors. Edmund Hessenbeck war länger als ein Jahr in der Expedition des Notars Edler thätig gewesen, und kannte alle Gepflogenheiten seines Chefs und die Einrichtungen des Gebäudes. Damals war er noch ein ehrlicher junger Mann gewesen. Aber böse Beispiele verdarben auch hier die guten Sitten. Edmund Hessenbeck gerieth in schlechte Gesellschaft, wurde nachlässig im Dienst, nahm Vorschuß auf Vorschuß und ergab sich schließlich dem Alkoholteufel. Mehrmals wurden ihm kleine Veruntreuungen verziehen, als er sich aber nicht besserte, entließ ihn der Notar. Nun war jeder Halt für den Unseligen dahin. Noch einmal fand er eine Stelle, aber er behauptete sie nur wenige Wochen. Von Stufe zu Stufe sank er, eine Unterschlagung führte ihn endlich auf mehrere Monate ins Gefängniß.

Dort hate er auch den Plan entworfen, in dessen Ausführung er soeben begriffen ist. Der Bureauvorsteher brachte, wie er wußte, jeden Abend die Tageskasse hinein in die Wohnung des Chefs. Während der Nacht stand die Kassette, in welcher sich das Geld befand, auf einem Tischchen vor seinem Bett. Den Schlüssel dazu verwahrte er jedenfalls in seiner Tasche, doch den Schlüssel brauchte man ja nicht — der Kasten war leicht genug, um ihn fortzuschaffen und daheim mit Muße zu erbrechen.

Jetzt war das Ziel erreicht, die Thür gab nach. Sie öffnete sich nach innen. Aber wenn sie knarrte oder quietschte? Durch Vorsicht konnte er es vermeiden. Nachdem er sorgfältig die Blende seiner Laterne geschlossen und diese in seine Tasche versenkt hatte, versuchte er die Thür langsam zurückzuschieben. Nur einen Zoll, dann hielt er an. Zoll um Zoll glitt sie zurück— alles blieb still. Sich so klein machend, als er vermochte, schlich er ins Zimmer und drückte die Thür, die zum Glück völlig ruhig ging, wieder an, damit kein Luftzug die Schlafenden störe.

Denn sie schliefen, schliefen noch fest, ihre regelmäßigen tiefen Athemzüge verriethen es.

Dadurch sicherer geworden, richtete sich der Dieb empor. Er erinnerte sich noch so ziemlich der Einrichtung des Gemaches, da er manchmal darin gewesen war, um dem Notar, wenn dieser infolge Unwohlseins das Bett hütete, Briefe zur Unterschrift vorzulegen. Nur der Notar und seine Gattin schliefen darin — beide waren, wie er aus den Athemgeräuschen schloß, anwesend. Zwischen dem Bett des Notars und dem Fenster befand sich der Tisch mit der Kassette.

Es herrschte eine wahrhaft egyptische Finsterniß. Nicht ohne Absicht hatte der Verbrecher eine mondlose Nacht gewählt. Sich wieder niederbeugend, glitt er auf Händen und Füßen vorwärts — da plötzlich stieß er seine Hand an ein Stuhlbein. Rasch zog er sie zurück, aber doch schon zu spät. Der Stuhl verschob sich ein wenig, und das ging nicht ohne Geräusch vor sich. Das Herz des Einbrechers begann so stürmisch zu klopfen, daß er fürchtete, sich schon dadurch zu verrathen.

Einer der Schläfer hörte zu athmen auf. Die Kissen des einen Bettes rauschten leise. Der Dieb drückte sich, so dicht er konnte, gegen die Wand.

Im nächsten Augenblick zuckte es wie Krampf über sein Gesicht. Er hörte eine gedämpfte Stimme.

„Hermann, Hermann —"

Keine Antwort.

„Hermann, wach auf."

„Was — was ist denn?" fuhr der Notar, noch halb verschlafen, empor.

„Ich hörte etwa —"

„Ach, Unsinn —"

„Ein leises Geräusch — es rückte etwas —"

„Aber Dora, du hörst oft etwas — und allemal ist es blinder Lärm. Du hast wahrscheinlich geträumt."

„Das ist ja möglich," entgegnete die Gattin des Notars besänftigend. „Ich weiß, ich bin ein —"

„Eine kleine Furchtkatze," meinte er, jetzt ganz ermuntert.

Sie lachte leise. Der Dieb athmete wieder auf.

„Du weißt, daß ich Ursache habe, jede Störung meines Schlafes zu vermeiden," fuhr der Notar nach einer Weile fort. „Diese Schlaflosigkeit, die mich seit zwei Wochen verfolgt, diese Ueberbürdung mit angreifender Arbeit —"

„Sei nicht bös, lieber Mann."

„Wahrhaftig, ich — ich bin wie ein gehetztes Wild," seufzte der Notar. „Wenn ich zehn Morde auf dem Gewissen hätte, ich könnte nicht schlimmer daran sein."

„Du bist eben nervös —"

„Ja, da soll einer nicht nervös werden, wenn man solche Sachen durchführen muß! Dieses gefälschte Friedericische Testament —"

„Ja, dieses schreckliche Testament! Konntest du denn das nicht lassen?"

„Die Versuchung war zu groß, Dora — es handelt sich doch dabei um ein bedeutendes Angebot."

„Wie steht es denn jetzt — du bist doch über die Art, wie du die Fälschung des Testaments bewirken willst, schon mit dir im Reinen?"

„Nicht nur das — sie ist schon bewirkt!"

„Ah —"

Der Notar neigte sich anscheinend weiter zu seiner Frau hinüber, und beide flüsterten eine Zeit lang mit einander, so leise aber, daß Hessenbeck, trotzdem er seine Ohren aufs äußerste anstrengte, nur wenige zusammenhanglose Silben verstand.

Endlich wurde Frau Edler wieder etwas lauter, als sie sagte: „Ja, gewiß, so geht es. Aber Friederici —?"

„Du weißt, wie die Sache liegt," sagte der Notar darauf. „Friederici hatte doch einen Neffen, den Balduin Turner. Der war immer ein lockerer Zeisig und trieb es so arg, daß der Oheim sich schließlich von ihm lossagte. Seit dieser Zeit führte er ein ziemlich erbärmliches Leben, er gründete ein Cigarrengeschäft, das ihn aber nicht zum besten nährte. Da hörte er vor einigen Wochen von der schweren Erkrankung seines Onkels. Insgeheim erfährt er, daß dieser kein Testament hinterlassen hat — das hat die Folge, daß die Erbschaft an die gesammte zahlreiche Verwandtschaft fällt. Auf ihn wäre unter diesen Umständen nur ein kleine Summe gekommen, während er sich immer noch Rechnung aufs Ganze oder doch den größten Theil gemacht hatte. Der Gedanke, für das Vorhandensein eines ihm günstigen Testaments zu sorgen, kam ihm ganz natürlicherweise, es galt, zur Herstellung desselben einen geeigneten, in der Nachahmung fremder Handschriften geschickten Mann zu finden. Nun gut — der Mann ward gefunden."

„Und bekommt dafür?"

„Fünfzigtausend Mark — eine schöne Summe, aber nicht zu viel bei einem vorhandenen Vermögen von fünfhunderttausend Mark. Es bedeutet eine große Versuchung, das wirst du zugeben."

„Allerdings. Aber wie hast du die Fälschung zu Stande gebracht? Die Schwierigkeiten —"

„Waren allerdings nicht klein. Das Papier mußte dasselbe sein, wie es Friederici für seine Schreibereien zu verwenden pflegte. Briefe von ihm mußten beschafft werden, um jeden Buchstaben seiner Schrift sorgfältig nachziehen zu können. Das Testament mußte mit derselben Tinte geschrieben, mit seinem Petschaft versiegelt werwerden."

„Und wer besorgt das letztere?"

„Balduin Turner. Er ist es auch, der durch den Buchhalter Friederici's für die Unterbringung des Testamentes im Geldschrank Sorge trug. Du weißt, nach dem neuen Gesetz genügt eine eigenhändige Willenserklärung. Ich habe aber der Sicherheit halber den Buchhalter als Zeugen unterschreiben lassen."

„Wie schlau du bist — du denkst doch an alles!"

Wieder drehte sich Frau Edler herum.

„Ich bekomme Kopfschmerzen," meinte sie. „Ich — ich könnte so etwas nicht ausklügeln. Kein Wunder, daß es dir den Schlaf raubt."

Beide schwiegen still. Minute auf Minute verging, der Lauscher harrte bewegungslos an seinem Platze in der Hoffnung, das inhaltschwere Gespräch wieder aufgenommen und fortgeführt zu sehen.

Kein Wort aber wurde gesprochen, und so schwand in tiefem Schweigen wohl eine halbe Stunde.

„Sie sind wieder eingeschlafen," dachte Hessenbeck, während ein triumphirendes Lächeln über sein Gesicht huschte.

Vorsichtig richtete er den Kopf in die Höhe. Wozu sich nun noch der Gefahr aussetzen, als elender Dieb ergriffen zu werden? Was bedurfte er nun noch der Kassette mit ihren paar hundert Mark Inhalt? Das Geheimniß, das er erlauscht, war weit mehr werth. „Der alte Gauner wird gern zehntausend opfern, um mein Stillschweigen zu erkaufen," dachte er und trat mit vergnügtem Grinsen so unhörbar, wie er gekommen, den Rückweg an. Wenige Minuten genügten, ihn bis vor die Thür zu bringen. Er begnügte sich, sie hinter sich anzulehnen, schlich dann durch den Corridor zurück bis zur nach dem Parterre führenden Treppe, schritt lautlos diese hinunter und sah sich dann nach dem schon vorher ins Auge gefaßten Ausgang um.

Die vordere Hausthür war verschlossen, aber die nach dem Garten führende versperrte nur ein innen angebrachter Riegel, der leicht zurückgeschoben werden konnte. Sich nunmehr bereits außer Gefahr fühlend, verließ der Einbrecher durch letztere das Haus.

Bevor er die Straße nach seiner Wohnung einschlug, wandte er sich nochmals nach dem eben verlassenen Gebäude um.

„Wart, du alter Spitzbube," murmelte er zwischen den Zähnen hindurch und drohte dabei mit der Faust nach dem Hause. „Spielst dich überall als Muster von Rechtschaffenheit und Ehrenhaftigkeit auf und bist ein größerer Gauner als unsereiner. Du sollst Augen machen, wenn du merkst, daß dir Jemand in die Karten geguckt hat! Und gehörig berappen wirst du müssen, alter Freund, verstanden?"

Vergnügt vor sich hin lächelnd, ging er langsam seines Weges.

2.

Der Regulator im Bureau des Notars Edler zeigte fünf Minuten nach ein Uhr. Der letzte Schreiber hatte eben die Expedition verlassen, und der Notar, der noch einige Papiere in seinem Privatbureau ordnete, wollte eben nach seiner in der ersten Etage befindlichen Wohnung hinaufsteigen, als Jemand draußen laut und heftig die Klingel zog.

Edler öffnete, da er ohnedies auf dem Wege nach oben war und sich außerdem über die unverschämte Heftigkeit, mit welcher die läutende Person Einlaß forderte, ärgerte, eilig die nach dem Flur führende Thür und schaute hinaus.

Zu seiner Ueberraschung erblickte er einen früheren Schreiber aus seiner Expedition, den er wegen Untreue und Nachlässigkeit zu entlassen gezwungen gewesen war.

Die Unverschämtheit des Burschen empörte ihn. „Was fällt Ihnen ein, so zu klingeln?" schnaubte er ihn an. „Was wollen Sie hier?"

„Ich wünschte Sie zu sprechen, Herr Notar," erwiderte Edmund Hessenbeck, indem er dreist den Blicken des Juristen begegnete.

„Mich zu sprechen? Ich wüßte nicht, was ich mit Ihnen —"

Der Notar gedachte hinzuzufügen: „zu schaffen hätte — machen Sie sich fort —" und damit den Burschen abzuweisen, aber ein Blick auf die schäbige Kleidung des Schreibers und die eingefallenen blassen Wangen verrieth ihm dessen augenblickliche Nothlage. Sein gutes Herz siegte über seine Abneigung.

„Kommen Sie herein," beschied er ihn kurz, und schritt dem anderen voran ins Zimmer.

Ohne zu zögern folgte Hessenbeck und ließ bei seinem Eintritt seine Augen mit einem bösen Ausdrucke umherschweifen.

Es konnte kaum einen größeren Gegensatz geben, als diese beiden Personen. Der Notar mit seinen fünfundvierzig Jahren ein Bild äußerlicher Würde und Vornehmheit. Der feingeschnittene Kopf mit den scharfen, klaren, graublauen Augen hätte auf einer Münze Effekt gemacht. Die weißen, nach stark parfümirter Seife duftenden Hände wiesen den Schmuck wohlgepflegter, schöngeformter Nägel und mehrerer prachtvoller Ringe auf. Während er erwartungsvoll vor seinem Schreibtisch stehen blieb, legte er die Linke auf die Tischplatte, während die Rechte leicht auf dem fein gefältelten Oberhemd spielte.

Edmund Hessenbeck repräsentirte ihm gegenüber die verkörperte Verkommenheit und Unwürdigkeit. Der Rock war für seinen langen Körper zu kurz und zu eng selbst für seinen schmächtigen Leib. Nase und Kinn seines hageren, mit den ersten Anfängen eines Backenbarts bedeckten Gesichts traten stark hervor, die kurzen Haare standen steif wie Borsten.

Der Notar betrachtete seinen Besucher einige Augenblicke mit einem aus Mitleid und Geringschätzung gemischten Blicke. „Nun, was wollen Sie?" fragte er dann in der vorherigen kurzen Weise.

Der Schreiber zauderte einen Moment. Offenbar wußte er sein Anliegen nicht sogleich in die passenden Worte zu kleiden.

„Sie scheinen in Noth?" fuhr Edler ungeduldig fort, da das Mittagessen auf ihn wartete.

„Wahrhaftig, da haben Sie recht," versetzte der Ankömmling.

„Sie sind recht herabgekommen, Hessenbeck, aber es war Ihre eigene Schuld," erklärte der Notar ernst. „Sie sind ungesetzliche Wege gewandelt. Das führt zu nichts Gutem."

„Wenigstens nicht immer," entgegnete der Besucher. „Der eine kommt herunter, der andere herauf."

Der Ton des Burschen gefiel dem Notar nicht. Schärfer als bisher sprach er weiter: „Sie kommen aus dem Gefängniß?"

„Jawohl —"

„Nun, reuig und gebessert scheinen Sie mir es eben nicht verlassen zu haben. Wenn Jemand Hilfe wünscht, so muß er anders auftreten. Und eine Bitte um Unterstützung führt Sie doch jedenfalls zu mir."

„Sie irren, Herr Doktor."

„Was denn? Fassen Sie sich kurz, meine Zeit ist gemessen," rief der Jurist voll Ungeduld und Entrüstung.

Dem Schreiber kam der Gedanke, sich erst einen Jux zu machen. „Ich wollte nur fragen, ob ich nicht vielleicht bei Ihnen Stellung erhalten könnte," erwiderte er, den Rechtsanwalt dreist anblickend.

„Sie?" rief dieser empört. „Mit Ihrer Vergangenheit? Wissen Sie, was Sie alles gethan haben?"

„Testamente gefälscht noch nicht," antwortete trotzig der Bursche.

Der Notar verzog keine Miene. „Noch einmal, was führt Sie hierher," brauste er auf. „Aber — merken Sie es sich — in zehn Worten. Ich habe nicht Lust, mich länger mit Ihnen aufzuhalten."

„Sind wir allein?" fragte der Schreiber statt jeder Entgegnung.

„Allein?"

„Ja, denn was ich Ihnen zu eröffnen habe, kann ich nur unter vier Augen mit Ihnen abmachen."

„Sie sind wohl übergeschnappt?" rief der Anwalt zornig.

„In Ihrem eigenen Interesse, Herr Doktor!"

„In meinem? Mensch, ich habe mit Ihnen nichts gemein — hinaus mit Ihnen, ich will kein Wort mehr hören!"

„Sie würden es bereuen," rief drohend Hessenbeck.

„Soll ich Sie zur Thür hinauswerfen?"

Der Schreiber lachte höhnisch. Immer zu — aber wissen Sie wohl: ich gehe von hier direkt zum Staatsanwalt und erzähle ihm" — er dämpfte seine Stimme zu einem zischenden Flüstertone — „von einem gewissen, respektablen Herren, der sein Amt mißbraucht, um Testamente zu fälschen und dafür fünfzigtausend Mark in die Tasche zu stecken!"

Der Notar fuhr wie vom Blitz getroffen zurück. Seine Muskeln zuckten sichtbar. Aber nur einen Augenblick. Im nächsten stand er würdevoll wie bisher vor dem Verbrecher.

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte er ruhig.

„Ich will sagen, was ich gesagt habe."

„Sie verbinden einen Hintergedanken mit Ihren Worten?"

„Vielleicht —"

„Erklären Sie sich näher. Von welchem Testament reden Sie?"

„Ist Ihnen vielleicht der Name Friederici bekannt?"

Betroffen trat der Rechtsanwalt einen Schritt zurück. „Noch verstehe ich Sie nicht," sprach er nach einer Pause mit anscheinend erzwungener Gelassenheit. „Auf wen bezieht sich die Drohung, die Sie vorhin ausstießen? Doch nicht auf mich?"

„Ich bin so frei, die Frage zu bejahen."

„Mensch, Sie —" Wuth und Zorn spiegelten sich in den Mienen des Juristen, seine Blicke irrten unruhig im Zimmer umher. Dann ließ er sich auf seinen Stuhl nieder. Eine Weile brütete er vor sich hin, endlich schien er einen festen Entschluß gefaßt zu haben. „Erklären Sie sich näher," sagte er halblaut. „Woher wissen Sie etwas vom Friedericischen Testament? Und was wissen Sie davon? Und welche Folgerungen ziehen Sie aus Ihrer Wissenschaft in Bezug auf mich?"

„Gestatten Sie, daß ich mich wenigstens setze," entgegnete Hessenbeck mit ironischem Lächeln. „Ich bin müde, und im Sitzen plaudert sich's besser. Es ist mir lieb, daß Sie endlich anfangen, vernünftig zu werden — ich spiele nicht gern den Denunzianten. Hab's am eigenen Leibe erfahren, wie das thut."

Und ohne eine Einladung abzuwarten, nahm er dem Anwalt gegenüber Platz, diesen scharf im Auge behaltend.

„Wo denken Sie wohl, Herr Notar, daß ich gestern Nacht war?"

„Wie soll ich das wissen?"

Edler sprach seine Gegenfrage anscheinend ruhig aus, aber nicht ohne in seiner Stimme eine gewisse Spannung und in seinen Zügen eine befremdliche Unruhe zu zeigen.

„Haben Sie nicht bemerkt, daß die Thür Ihres Schlafzimmers heute Morgen offen stand? Ebenso die Hinterthür des Hausflurs?"

„Unsere — ja, das ist wahr," rief der Notar überrascht. „Allerdings — meine Frau wunderte sich darüber. Sie behauptete, sie gestern Abend richtig zugeklinkt zu haben. Was —"

Der Bursche weidete sich an der Verwunderung seines früheren Herrn. Mit hämischem Grinsen fuhr er fort: „Erinnern Sie sich nicht, daß Ihre Frau Gemahlin in vergangener Nacht durch ein Geräusch aus dem Schlafe geweckt wurde?"

Edler sprang erregt auf. „Was soll das bedeuten? Sie — Sie sind doch nicht bei mir eingedrungen?"

Der Schreiber nickte unverschämt.

„Spitzbube — elender Dieb!"

„Mäßigen Sie sich, Herr Notar," drohte der Elende. „Erinnern Sie sich, wen Sie vor sich haben, und der Geheimnisse, die mir bekannt geworden sind."

„Was für Geheimnisse?"

„Reden Sie nicht so. Haben Sie das Gespräch vergessen, das Sie heute Nacht mit ihrer Frau führten?"

Der Notar erbleichte wie es schien. „Das haben Sie belauscht?" fragte er.

„Ich war so frei."

„Und was habe ich denn gesagt?"

„Hören Sie. Ich habe es mir der Sicherheit wegen zu Hause sofort notirt. Sie haben Ihrer Frau ein vollständiges Bekenntniß Ihrer Schuld abgelegt." Und er las mit unterdrückter Stimme die erlauschten Sätze vor.

Doktor Edler horchte gespannt bis zum Schluß. Seine Betroffenheit nicht verbergend, fragte er leise, wie es dem Schreiber gelungen sei, in die Wohnung einzudringen.

Hessenbeck erstattete seinen Bericht.

„Also auf den Diebstahl der Kassette hatten Sie es abgesehen?"

„Zu dienen."

„Und dann haben Sie meine Unterhaltung belauscht? Es ist himmelschreiend, wenn man nicht einmal in seinem Schlafgemach sicher ist."

Der Schreiber zuckte höhnisch die Achseln.

„Und was gedenken Sie nun zu thun, wenn ich fragen darf? Wollen Sie Anzeige erstatten?"

„Vielleicht —"

„Wenn Sie es wollten, wären Sie nicht hier. Sie beabsichtigen, Ihr Geheimniß auszubeuten, sich Ihr Schweigen bezahlen zu lassen?"

„Sie errathen meine innersten Gedanken."

„Gut — ich —" der Notar sprang in die Höhe — „ich kann es nicht leugnen, daß ich alles gesagt habe, was Sie gehört. Wie viel verlangen Sie für Ihr Schweigen?"

„Zehntausend Mark."

„Teufel, das ist viel!"

„Bitte, es sind nicht mehr als zwanzig Procent Ihres Gewinnes. Sie behalten immer noch vierzigtausend und machen ein gutes Geschäft."

Der Notar schritt unruhig auf und ab. „Freilich — es bleibt mir nichts anderes übrig. Welche Bürgschaft aber habe ich dafür, daß Sie Wort halten?"

„Mein Ehrenwort —"

Der Notar lächelte verächtlich.

„Oder wenn Ihnen das nicht genügt —"

„Absolut nicht."

„Sobald ich die zehntausend Mark habe, bin ich Ihr Mitschuldiger — ich werde doch nicht so thöricht sein, mich selber den Gerichten zu überliefern."

„Da haben Sie recht. Das ist eine ausreichende Garantie. Indessen —" Edler dachte einige Sekunden nach und rief dann plötzlich: „Sie sind Ihrem eigenen Geständniß nach bei mir eingebrochen, haben sich eingeschlichen, um einen Diebstahl zu begehen. Wenn Sie mich denunziren, müssen Sie auch angeben, wie Sie zu Ihrer Wissenschaft gelangt sind. Sie verfallen dann selbst der Strafe!"

„Und darauf folgern Sie, daß ich für Sie unschädlich sei und Sie sich von der Zahlung drücken könnten?" lachte der andere. „Nein, nein, Herr Notar, so haben wir nicht gewettet. Ich bin freiwillig von dem Diebstahl zurückgetreten und also nach dem deutschen Gesetz straffrei —"

„Aber Sie sind nur zurückgetreten, um ein anderes Verbrechen zu begehen?"

„So mag mich meinethalben Strafe treffen — was mache ich mir aus dem Gefängniß? Nicht so viel!" Der Sprecher illustrirte seine Worte durch eine verächtliche Handbewegung. „Das Vergnügen, den hochangesehenen und allgemein verehrten Herrn Doktor Edler im grauen Kittel an mir vorüberspazieren zu sehen, wäre damit nicht zu theuer bezahlt."

Edler biß sich auf die Lippen. „Wohl, ich bin in Ihren Händen," sagte er. „Es geht nicht anders — Sie sollen das Geld haben."

„Aha —"

„Bis wann wollen Sie —"

„Sogleich."

„Dazu bin ich nicht im Stande. Wo soll ich sofort eine so hohe Summe hernehmen?"

„Das ist mir einerlei, ich bin ein armer Teufel und brauche das Geld, um damit auszuwandern. Je eher ich den deutschen Staub von den Füßen schütteln kann, je besser — für mich und Deutschland. Ich gebe Ihnen Zeit bis heute Abend — heute Abend halb sieben sehen Sie mich wieder hier, um die Summe in Empfang zu nehmen. Wenn sie dann nicht zur Hand ist, gehe ich direkt zum Staatsanwalt."

Unwillig gab der Doktor nach kurzem Zögern nach. „Meinetwegen — so kommen Sie, das Geld soll bereit liegen. Sie haben," fügte er rasch hinzu, „doch Niemand etwas von Ihren Wahrnehmungen offenbart?"

„Denken Sie, ich bin ein Kind? Ihr Geheimniß ist bei mir so sicher wie im Grabe — deshalb eben kam ich erst nach Expeditionsschluß, um Ihnen jede Verlegenheit zu ersparen."

„Recht so. Aber nehmen Sie sich in Acht, verrathen Sie mich und sich nicht. Sobald Ihr Geheimniß Ihre Lippen verlassen hat, ist es keinen Pfennig mehr werth."

„Das weiß ich," erwiderte aufstehend Hessenbeck. „Also — halb sieben! — Und merken Sie sich," setzte er drohend und finster hinzu, „ich warte keine Stunde über diese Zeit."

Damit verließ er ohne Gruß das Bureau.

3.

Die festgesetzte Stunde war erschienen.

In der Haltung eines Siegers betrat Edmund Hessenbeck das Haus des Notars. Einem Dienstmädchen, das den schäbig gekleideten Patron an der Thür fragte, wohin er wolle, entgegnete er patzig, er werde vom Herrn Notar zu einer Conferenz erwartet. Mit großen Schritten nahte er sich der Thüre des Privatbureaus und klopfte an.

„Herein!" erklang die sonore Stimme des Notars.

Der Schreiber trat ein. Edler saß an seinem Schreibtisch. Beim Erblicken des Ankömmlings stand er auf.

„Ah, Sie sind es — nehmen Sie Platz."

„Sind Sie bereit zur Zahlung?" fragte keck der Bursche.

„Ich bin es, obgleich es nicht leicht war, die Summe in den wenigen Stunden zu beschaffen."

Der Schreiber nahm einen Stuhl dem Anwalt gegenüber und schaute ihn herausfordernd an. „Nun? Ich habe Eile."

„Ja, ja, ich muß doch erst — Cigarre gefällig?"

Hessenbeck nickte gnädig, nahm eine Cigarre aus dem dargebotenen Kistchen und steckte sie in Brand.

„Vorzügliche Sorte," bemerkte er zufrieden. „Darf ich mir noch ein paar einstecken?"

Er wartete keine Antwort ab, sondern that einen tiefen Griff in das noch vor ihm auf dem Tische stehende Kistchen.

„Lassen Sie doch auch eine Flasche Wein bringen," begann er plötzlich. „Solche Geschäfte macht man am besten bei einem Glase Wein ab. Aber guten— was haben Sie für welchen?"

„Ich werde Rüdesheimer bringen lassen."

„Gut. Und nun zur Sache."

„Sofort."

„Was suchen Sie denn so lange in Ihrem Schreibtisch?" fuhr Hessenbeck finster auf. „Wohl eine Waffe? Denken Sie nicht, daß ich mich unvorbereitet in Ihre Hände gebe. Sehen Sie hier —"

Er ließ den Lauf eines Revolvers aus seiner Brusttasche hervorschauen.

„Sie trauen mir nicht?" fragte der Notar entrüstet.

„Hm — für Sie steht alles auf dem Spiele, Ehre und Vermögen — da greift man dann leicht zum Aeußersten. Den Wein mache ich selber auf," fügte er mißtrauisch hinzu.

„Meinetwegen — ich beabsichtige kein Attentat auf Sie," versetzte ernst der Notar. „Ich sehe schon, Sie sind ein durchtriebener Gauner."

„Bitte, ganz gegenseitig. Uebrigens wollen Sie gefälligst Notiz nehmen, daß ich für alle Fälle in meiner Wohnung einen Brief mit der genauen Wiedergabe Ihres Bekenntnisses unter Anfügung aller näheren Umstände zurückgelassen habe, unter der Adresse der Staatsanwaltschaft und der Weisung, falls ich bis acht Uhr nicht zurück bin, ihn unverzüglich zur Post zu geben. Verstanden?"

Edler antwortete nicht. Er schloß jetzt ein Schubfach auf und trat mit einem versiegelten Paketchen in der Hand auf den Schreiber zu. Dieser griff hastig nach dem Päckchen.

„Halt!" wehrte der Notar, es zurückziehend. „Sie haben doch Ihr Versprechen des unverbrüchlichsten Stillschweigens gehalten?"

„Ich bin ein Mann von Wort."

„Und Sie schwören mir, niemals eine Silbe von dem Erlauschten über Ihre Lippen kommen zu lassen?"

„Ich schwöre es."

„Geben Sie mir Ihre Hand darauf."

Der Schreiber zog sich erst mißtrauisch einen Schritt zurück. Erst als er sah, daß der Notar keine Waffe trug, reichte er ihm zögernd die Hand.

Edler ergriff diese und hielt sie fest wie in einem Schraubstock. „Schurke," donnerte er, „hab' ich dich gefangen? Elender, nichtswürdiger Dieb und Betrüger — dir soll dein Lohn werden!"

„Sie wollen mich ermorden? — Hilfe! Hilfe!" schrie der Schreiber bestürzt und suchte seine Hand aus der Umfassung des Anwalts loszuwinden. Es gelang ihm auch, sich zu befreien, und mit dem wüthenden Rufe: „Sie sollen es bereuen," wandte er sich der Thür zu, der er bisher den Rücken gekehrt.

Aber er lief zwei dort postirten Polizeibeamten, die augenscheinlich auf den Ruf des Notars hereingekommen waren, gerade in die Arme.

„Hierher, mein Bursche," redete der eine ihn an. „Wir haben auf Sie gewartet."

Hessenbeck zitterte vor Zorn. „Nehmen Sie nur diesen auch gleich mit," rief er, auf den Hausherrn deutend, „das ist ein Testamentsfälscher — ich klage ihn an und liefere den Beweis. Verrath gegen Verrath —" schrie er wild, sich gegen den Notar wendend, der am Tische stand.

„Thor," rief der Rechtsanwalt ihm zu, „sind Sie wirklich so ein Narr, zu glauben, ich würde Sie der Polizei ausliefern, wenn Ihr Geheimniß einen Hauch Wahrheit in sich trüge? Hören Sie jetzt aus meinem Munde den wirklichen Zusammenhang. Sie haben, wie man sagt, läuten gehört und nicht zusammenschlagen. Sie vernahmen nur einen Theil meiner Worte, dadurch ist Ihnen der volle Zusammenhang entgangen. Ich habe allerdings mit meiner Frau das Gespräch geführt, das Sie belauscht haben. Aber nicht um ein wirkliches Verbrechen handelte es sich, sondern um einen Kriminalroman, den ich zur Zeit unter der Feder habe. Leider nahm ich einen solchen Auftrag an, und habe mir dadurch, da ich noch ein Neuling auf diesem Gebiete bin, eine Arbeit aufgeladen, die mich, den ohnehin übermäßig Angestrengten, ganz nervös macht. Die Unterhaltung, welche Sie hörten, war zum Theil scherzhaft gemeint, es fielen Ausdrücke, wie sie von Schriftstellern im Scherz gebraucht werden. Sie haben alles für baare Münze genommen. Ich war wie vom Blitz getroffen, als ich vernahm, daß Sie bei mir eingedrungen waren und mich belauscht hatten. Ich hätte Sie ja sofort aufklären und hinauswerfen können, aber dann wären Sie wahrscheinlich entflohen — und Sie festzuhalten besaß ich keine Macht. Daher beschloß ich, Ihren Irrthum zu benutzen, um Sie festnehmen zu lassen und der wohlverdienten Strafe zuzuführen. Solche Niederträchtigkeit verdient keine Schonung; Sie sind in die Falle gegangen, die ich Ihnen gestellt, haben sich in der eigenen Schlinge gefangen! — Fort mit dem Elenden, meine Herren, er verdient das Schicksal, das ihm droht!"

Niedergeschlagen wanderte Hessenbeck zwischen seinen Transporteuren dem Gefängniß zu.

Wie die Kokosnuß entdeckt wurde,

erzählt eine hübsche polynesische Legende. Ein junger Mann, der auf der Jagd war, fand einen Kokosnußpalmenhain. Er nahm zwei Nüsse auf, brachte sie nach Hause und sagte zu seiner Großmutter: „Großmutter, wir wollen wissen, ob dies gut zur Nahrung ist. Wenn es giftig ist, und ich davon esse, kann ich sterben. Ich bin ein junger Mann, mein Leben liegt vor mir. Du bist alt, dein Leben ist abgeschlossen. In jedem Falle kannst du nur noch enige Monate leben. Du ißt und schläfst darauf, und morgen werden alle Männer den Werth meiner Entdeckung kennen." Dieses Argument fand die Dame ganz vernünftig. Sie nahm die Nuß in ihre Hütte und schlief. Morgens schlief sie weiter und Mittags schlief sie noch. Der junge Mann weinte bitterlich — nicht um seine Großmutter, sondern weil seine große Entdeckung sich als mißlungen erwies. Die Männer kamen und gruben das Grab für die alte Frau in der Hütte, in der sie lag. Das Geräusch des Grabens aber erweckte sie. Sie setzte sich auf, und die Todtengräber entflohen. Sie kroch in das Sonnenlicht, und der junge Mann lachte und lachte vor Freude. „Bringe mir mehr von der neuen Nahrung", sagte sie. „Sie is. süßer als alles, was unsere Väter aßen. Mit dem Oel salbte ich meinen Körper vor dem Schlafengehen, und ich brauchte kein Feuer. Bringe nur mehr, damit ich vor dir esse." So wurde der Werth der Kokosnuß entdeckt, die seitdem der Hauptnahrungs- und Handelsartikel in Polynesien ist.

— Ein Vorzug. Mann: „...Ich begreife nicht, Bertha, wie Du ein Mädchen aufnehmen konntest, das in einem Jahr schon bei zwölf Familien gedient hat!" Frau: „Aber bedenk' nur, was die uns über zwölf Familien wird erzählen können!"

Blumen bei Hofe.

Ueber den Apparat, der in Wien für einen „Ball bei Hofe" aufgeboten wird („Ball bei Hofe" ist die intimere Festlichkeit im Gegensatz zu dem großen Repräsentationsfest, das „Hofball" heißt), wird im Wiener Fremdenblatt Folgendes mitgetheilt: „Dem Hofball folgt heute der Ball bei Hofe. Das Ceremoniell bestimmt das Wichtigste wie das Kleinste auf diesen glänzenden Festen. So ist dem Hofballmusikdirektor für jede Tour die „Umdrehungszeit" bis auf die Sekunde vorgeschrieben. Ein Walzer darf fünf bis sieben Minuten dauern, was darüber, muß jäh abgebrochen werden. Die Tanzpausen haben die vorschriftsmäßige Länge von fünf Minuten. Dem Cotillon sind fünfundfünfzig Minuten — und nicht eine Sekunde darüber — eingeräumt. Beim Cotillon erhalten die tanzenden Damen Bouquets aus duftenden Veilchen, vielfarbigen Hyazinthen etc., die Herren „Mascherln". Eines jener wienerisch-herzigen Wörtchen, die sich in die stolze Herrlichkeit des Redouten- und Ceremoniensaales hineinverlieren, wie ein Wiesenfalter in den Kirchenchor.

Das Ceremoniell bestimmt die Form der fünfhundert Cotillonbouquets, die für beide Hofbälle vorbereitet sein müssen, und die Form der „Mascherln". Jede Abweichung von ehrwürdiger Tradition ist streng verpönt. Modernisirungsvorschläge für die Form der Bouquets wurden abgelehnt. Sie müssen in einer runden, freilich seidenen Manchette stecken und rund gebunden sein wie anno dazumal. Die frischen Blüthen für die Cotillonbouquets werden von den Hofgärten mit vereinten Kräften beigesteuert. Außer Schönbrunn senden Prag, Innsbruck, Miramare, Hellbrunn, Budapest ihre köstlichsten Schätze in die Hofburg. Die „Jahresproduktion" dieser Gärten beträgt insgesammt: 350,000 Einzelblüthen, 2500 Meter Guirlanden, 14,000 Blüthenplanzen in Töpfen, 38,000 grüne Dekorationspflanzen, 12,000 Warmhauspflanzen und Palmen, 1,000,000 Gruppenpflanzen.

Für jedes Fest und jede Gelegenheit werden die nothwendigen Blumen und Pflanzen vom Ceremoniellamt genau bestellt. Im Januar und Februar 1901, wo außer dem Hofball und Ball bei Hofe eine von Erzherzogin Elisabeth Marie gegebene Soiree in der Wiener Hofburg stattfand, wurden 819 Blumenvasen, 137 Tafelaufsätze, 1506 Bouquetchen mit zusammen 105-368 Einzelblüthen aufgeboten. Für die Feste während der Anwesenheit des deutschen Kronprinzen mußten zehntausend Stöcke ihr Bestes und Schönstes hergeben. Verschwenderisch schöne Dekorationen verwandeln auch den Schauplatz des Hofballes und des Balles bei Hofe zu wahren Blumen-Paradiesen. Die Estrade, die den Hof versammelt, ist von Palmen umschattet. Die Gobelins im Augustinergang sind mit Reisigguirlanden eingefaßt, dazwischen erheben sich von Armaturen gekrönte Pflanzengruppen. Das Buffet und der Balkon im Neuen Saal und der Marmorsaal haben gleichfalls ihre Haine prächtiger Blattpflanzen und feingegliederter Farne, aus deren Grün die feurigen Farben der großen Azaleen herausleuchten. Dann erst die Tafelaufsätze! Das ovale, über einen Meter lange Arrangement vor dem Fauteuil des Kaisers besteht fast ganz aus den kostbarsten Orchideen. Für die übrigen Arrangements werden Kamelien, Primeln, Azaleen, Amaryllisblumen der Schönbrunner Züchtungen und selbst wilde Schneerosen verwendet.

Dreitausend bis viertausend Stöcke dienen außer den Einzelblumen und Guirlanden zur Ausschmückung der Säle bei den Hofbällen. Das edle Empire des Ceremoniensaales wird durch große Pflanzenanordnungen zwischen den Marmorsäulen gehoben. Vor den Spiegeln zu beiden Seiten breiten sich zauberische Blüthenteppiche von Orchideen, blühenden, rosig angehauchten Kirschbäumen, Tulpen und Maiglöckchen aus. Die Blattpflanzen und Palmen, die für die Hoffeste gebraucht werden, sind im Augarten eingestellt und müssen jedesmal in geheizten Kastenwagen oder einzeln in auswattirten, mit Wärmflaschen oder durchhitzten Ziegelsteinen versehenen Kisten zur Burg gebracht werden. Manche der Palmenkübel wiegen fünfzehn Centner. Man mag aus diesen Andeutungen auf die Summe der Mühe und Sorgfalt schließen, die für die „Blumen bei Hofe" aufgewendet werden muß.

Schmeichelhafte Aufforderung.

Der berühmte Pianist Anton Rubinstein war eines Sommers bei einer befreundeten russischen Familie zu Gast geladen und hielt sich in deren Villa einige Tage auf. Namentlich der letzte Abend verlief ganz besonders fröhlich, und zuletzt wurde Rubinstein aufgefordert, doch auch die „ungarische Rhapsodie" von Liszt zu spielen.

„Ich habe bereits dreimal gespielt", sagte der Pianist, „und es ist schon ziemlich spät. Glauben Sie nicht, daß es die Nachbarn stören wird?"

„Hoffentlich", versetzte die Tochter des Hauses, „denn sie haben uns auch schon allen möglichen Schabernack gespielt. Ich habe Sie ja gerade aus dem Grunde aufgefordert, damit sie sich über Ihr Spiel tüchtig ärgern."

Rubinstein verließ mit etwas eigenthümlichen Gefühlen das „kunstfreundliche" Haus.

— Das richtige Wort. Offizier: O, mein Fräulein, sprechen Sie doch das eine Wort aus, welches mich beglücken würde, nach welchem ich mich sehne. Reiche Erbin: Kaution!